Das Liszt-Jubiläum.

Eljen Liszt Ferencz!

Der Wind wehte nordwestlich; es ist also möglich, daß Sie das tausendstimmige Eljen, das Samstags zwischen 6 und 7 Uhr Abends vor Liszt's Wohnung ertönte, bis zum Praterstern gehört haben. Vielleicht fanden Sie es von etwas magerer Sonorität. Auch ich hätte die Ungarn für ganz andere Schreier gehalten. Nach Allem, was ich von den geräuschvollen Sitten dieses Volkes gelesen oder aus dem Munde landeskundiger Personen gehört hatte, glaubte ich, man brauche vor einem anständigen Magyaren nur das Wort Rakoczy! Hunyady! oder also: Liszt Ferencz! auszusprechen und er würde sofort unanständig werden, würde vom Stuhl aufspringen, um den Tisch tanzen, zwei Purzelbäume durch die Luft schlagen und endlose Eljens brüllen. Voll Zutrauen in meine Gewährsmänner, hielt ich die Ungarn, um es frei zu sagen, für ein wenig verrückt, ja verwildert, und hatte mich denn nicht wenig gefreut, auf kurze Zeit wieder einmal Vernunft und Cylinder zum Fenster hinauswerfen zu können, um mit Narren ein Narr und unter Wilder zu sein. Bittere Täuschung! Die Ungarn scheinen sich in neuester Zeit sehr zu ihrem Nachtheil verändert zu haben, sie sind heute ein gesittetes Volk, tragen schwarze Röcke, graue Hosen, gelbe Handschuhe und einen Cylinder, und wenns's zum Schreien kommt, so wissen sie das rechte Maß einzuhalten; ihr Enthusiasmus hält sich hinter den Grenzen der Bildung und geht nicht einmal bis zum Hutaustreiben, wie in Berlin, der Metropole der Intelligenz.

Da standen sie, Tausende an der Zahl, von der Wohnung des Meisters auf dem Fischplatze und brachten ihm eine Serenade. Zwei Militär-Capellen spielten den „Krönungsmarsch," Liszt's eigenste Composition, und das wollte die Leute nicht begeistern. Die Eljens klangen so schüchtern und dünn, daß man hätte glauben können, Verwaltungsräthe brächten ihrem Präsidenten den üblichen Hochruf. Mit den folgenden Liszt-Märschen, einem „Ungarischen Geschwindmarsch" und dem „Goethe-Marsch," steigerte sich zwar die Tonfülle des Beifalls; aber erst als der Jubilar im Fenster erschien und die Menge seiner gewahr wurde, brach kräftiger Jubel los, ertönten Eljens, die einer ungarischen Kehle würdig waren. Liszt hielt sich mit beiden Händen am Gesimse; bei jedem Zurufe verbeugte sich die hohe, schmalschulterige Gestalt so rasch und tief, als ob sie in der Mitte auseinanderbräche; es war ein beständiges Auf- und Abschaukeln des Oberkörpers, das den Meister gar nicht zu ermüden schien und von der Biegsamkeit seines Rückgrates das günstigste Zeugniß ablegte. Ringsum auf dem Platze herrschte Dunkelheit; die Fenster waren matt erhellt, die Laternen der Musikcapellen von geringer Zahl. Und droben, von hinten beleuchtet, balancirte sich der schwarze Abbe mit dem langen Haar und der langen Soutane. Er sah fast gespenstisch aus.

Zwei Stunden später trat er heiter lächelnd in den Prunksaal des „Hotel Hungaria," wo die königliche Freistadt Pest eine Begrüßungs-Soiree veranstaltet hatte. Sein Gefolge bestand aus vier Damen und einem Erzbischof. Das Zigeuner-Orchester, das in einem Winkel des Saales aufgestellt war, salutirte mit dem Rakoczy-Marsch. Ohne Stolz, wie Einer, der an derlei von Jugend auf gewöhnt ist, ruhig und gelassen wie ein König nahm der große Liszt die Huldigungen entgegen, mit welchen er nun von allen Seiten bestürmt wurde. Eine kleine halbe Stunde dauerte das gegenseitige Vorstellen, das Händedrücken und Complimentiren, dann setzte man sich nieder zum Souper, das, von Zigeunermusik gewürzt und nur durch die unvermeidlichen Toaste, getrübt in anregend heiterer Weise verlief. Es wurde zumeist auf Ungarisch toastirt, was mich wenigstens der Mühe überhob, den Worten der verschiedenen Tischredner aufmerksam zu lauschen. Da war freilich ein Professor aus Oedenburg, der die Gewohnheit hatte, Deutsch und Ungarisch untereinander zu mengen, und aus dieser unreinen Vermischung zweier Zungen entstand ein eigenthümliches Idiom. Der deutsch-magyarische Professor gehört zum Geschlechte der pathetischen Redner. Erinnern Sie sich des bekannten Bildes: „Rouget de l'Isle, seinen Straßenburger Freunden die Marseillaise vortragend"? Der Freiheitsdichter steht verwegen in der Mitte des Bildes, die linke Schulter vorschiebend wie zur Abwehr des Feindes, den rechten Arm erhebend, als wollte er zum Wurfe ausholen, das Haupt zurückwerfend, die Beine spreizend. Denken Sie sich eine Caricatur des Bildes und Sie haben meinen Professor. Außer seinem vortheilhaften Aeußern besitzt der Mann eine Titanenstimme, für welche es ewig schade bleibt, daß sie nicht für die Bauchrednerei verwerthet wird. Ich habe selten einen größeren Unsinn mit so furchtbarer Stimme vortragen hören, auch hätte ich nie geglaubt, daß der gesprochene Unsinn solcher Steigerung fähig wäre. Nachdem der Professor alle Eigenschaften, Tugenden und Verdienste des Jubilars aufgezählt, ließ er den müden rechten Arm sinken, hob mit frischer Kraft den linken, deutete auf Liszt, der in der Nähe saß, und die Fenster zitterten: „Der ist unser Aller Vater!" In dieser Enthüllung, die uns etwas unerwartet traf, gipfelte sich die Verdienstliste. Liszt schlich sich beschämt aus unserer Mitte, wir selbst waren bestürzt und betrachteten uns gegenseitig mit prüfenden Augen, der Professor aber posaunte unbehindert weiter: „Der hat uns den Weg gezeigt, ihm müssen wir Alle folgen." Wir athmeten freier, wir begriffen ja nun, daß nur von geistiger Vaterschaft die Rede gewesen, daß der wackere Professor seinen Ungarn nur den Rath geben wollte, gleich ihrem berühmten Landmanne großherzoglich weimar'sche Kammerherren und unerreichbare Clavierspieler zu werden. Das ist leider schneller gesagt als gethan.

Ich habe soeben das Wort Unsinn gebraucht. Bitte, es zu streichen und durch einen milderen Ausdruck zu ersetzen. Wenn ich das schon Unsinn nenne, was der deutsch-magyarische Professor sprach, wie soll ich erst das verrückte Zeug bezeichnen, das nun ein anderer Professor, ein Professor echt deutscher Race, zum Besten gab. Ludwig Nohl, bekannt durch die compilatorischen Biographien, mit welchen er die großen Musiker nach ihrem Tode noch verfolgt, ist der grausamste Gegner der Liszt-Wagner'schen Kunstrichtung. Er hat sich geschworen, die beiden Zukunftsheroen mausetodt zu machen, und er besorgt den Vernichtungsproceß nach einer altbewährten Methode: er lobt was er verderben, erklärt, was er verwirren will. Mann kann es nicht leugnen, der Professor übt sein destructives Handwerk mit entschiedenem Talente. Wenn Nohl eine Oper von Wager erklärt, so ist darauf zu rechnen, daß der Unglückliche, der unvorbereitet den Commentar liest, vom Texte keine Note mehr versteht. Wird irgendwo von der musikalischen Fortschrittspartei eine Festlichkeit veranstaltet, flugs eilt Ludwig auf den Schauplatz des Kampfes, erstürmt ein Redaction-Bureau und beweist in bandwurmlangen Aufsätzen, wie Franz und Richard im Abstrusen es so herrlich weit gebracht. Hierzulande war er noch keine vierundzwanzig Stunden, so hatte er auch schon den Pester Lloyd mit seiner Prosa unsicher gemacht und den „Christus" erklärt. Die Passionsgeschichte theilt sich, wenn ich nicht irre, in zwölf Stationen: Nohl's Feuilleton ist die dreizehnte, schmerzlichste. Als Tischredner hatte ich den Mann nie kennen gelernt, und es wurde mir ganz weh ums Herz, zu sehen, mit welchem Erfolge der Grausame auch mit dieser Waffe seine Opfer maltraitirt. Bücher, Vorträge, Feuilletons und nun auch Tischreden! — miserere, Ludwig! Gnade für die Märtyrer deines Hasses! Ich gehöre zu den Flachköpfen, die vor Liszt und Wagner tiefen Respect fühlen, und habe darob schon große Anfechtung erduldet; doch litt ich im Stillen und suchte für meinen Schmerz keinen Verleger. Wenn du aber fortfährst, Tischreden zu halten, o mein Ludwig, so satt'e ich um und schreibe ein Buch über „unsern guten Freunde." Das wäre ein Unglück. Verhüte es und schweige still!...

Was der Herr Professor sprach? So ein Fest, begann er, sei nur in Pest möglich. Er suchte das auch zu beweisen, nach seiner Art nämlich: in unverständlichen Worten. Dann bekam er einen Anfall von Erklärungswahn, sinn: Wir wüßten eigentlich gar nicht, insinuirte er, was der Liszt für ein Kerl sei; um es aber begreiflich zu machen — mir gruselte es — wolle er uns „einen Zusammenhang zur Gegenwart, zur Empfindung bringen, der uns..., welcher uns..., womit wir..." Ein Tusch der Zigeunermusik kam dem Redner zu Hilfe. Ich gestehe, daß ich trotz banger Ahnung auf den „Zusammenhang" neugierig war. Nohl und Zusammenhang — das findet sich nicht alle Tage. Die Redner fuhr fort: „Ich will Ihnen, meine Herren, eine Notiz vorlesen, die in einem Pariser Blatte erschienen ist, nach der Aufführung von Liszt's Oper, also gerade vor fünfzig Jahren." Vor 48 Jahren, Herr Professor! Wenn man Musikgeschichte docirt, muß man die Daten genauer nehmen. „Mit dieser Notiz hoffe ich, Ihnen klar zu machen" — mir lief eine Gänsehaut über den Rücken — „daß Liszt... inwiefern Liszt... wie so Liszt..." Ein zweiter Tusch der Zigeunermusik rettete den Redner aus der Gefahr. Und nun zog er einen Papierfetzen aus der Westentasche und begann die Notiz abzulesen, untermischte aber den französischen Phrasenschwall mit Bemerkungen, Erläuterungen und Erklärungen seiner Façon, so daß man thatsächlich nie wußte, wo die Notiz aufhörte und Nohl anfing. Endlich steckte er den Papierfetzen wieder in die Tasche, lächelte siegesbewußt und schritt zu neuen Explicationen. Uns hartköpfigen, unwissenden Tröpfen sollte nun dargelegt werden, wie es eigentlich nur drei Culturstätten in Pest... Deutschland hat sich erst nach Pest geregt... und Frankreich hat sich gar nicht geregt." Ich gebe Ihnen diese gelungenste Blüthe der Nohl'schen Muse in ihrer Naturschönheit, thue nichts hinzu und nehme nichts hinweg, hüte mich namentlich, das für Ungarn so schmeichelhafte Verdict des berühmten Kunstrichters erklären zu wollen... Nach so viel tiefsinnigem Unsinn war es an der Zeit, daß der Herr Professor auch etwas Gescheites sagte. Das gelang ihm in der That. Er griff zu einer heroischen Attitüde, hob beide Arme gen Himmel, fuhr mit der rechten Hand über den Hinterkopf und sprach: „Ich sage gar nichts mehr." Und die braven Zigeuner fielen jauchzend ein, geigten den Rakoczy-Marsch, begeistert und hingebungsvoll, als ob sie den Redner und seinen „Zusammenhang" verstanden hätten.

Sie fragen mich, wie Liszt diesen Angriffen auf seinen Künstlerruhm Stand gehalten. Nun, als ein Mann von Geist und überlegener Lebensart. Ich weiß nicht, ob er manchmal den Jupiter hervorkehrt; an diesem seinem Ehren-Abend, wo doch die Versuchung so groß war, hatte er ihn entschieden abgelegt. Freundlich ohne Herablassung, höflich ohne Kriecherei, bescheiden ohne verhaltenen Hochmuth, wußte er den gefährlichsten Situation, in die ein Mensch gerathen kann, die Stirne zu bieten. Er mußte sich permanent loben hören und spielte doch keine lächerliche Figur. Machte es der deutsch-magyarische Professor ein wenig zu arg, so wehrte er lächelnd mit der Hand, und als der germanische Professor seinen Hymnus anstimmte, da trat er vorsichtig auf die Seite und plauderte mit einer Dame....

Nach und nach wurden die Toaste seltener und die Stimmung gemüthlicher. Ich poculirte in der Nähe des Zigeuner-Orchesters mit einigen jungen Ungarn, von welchen jeder einzelne das Zeugniß vollendeter Liebenswürdigkeit verdiente. Liszt kam heran, von seinem Damen und seinem Erzbischof begleitet, um die Musik besser zu hören. Man hatte selbstverständlich das hier am Orte berühmteste Orchester gewählt; es besitzt einen vortrefflichen Cymbalisten und wird von dem sogenannten Zigeuner-Primas angeführt. Ein prächtiger Kerl dieser Ober-Zigeuner, groß und stattlich, mit blauschwarzem Haare und wildbraunem Gesichte! Wie er sich wand und krümmte und mit dem Körper auf- und niederwogte, als folgte er dem Wellengange seiner Melodien! Er weinte und wimmerte auf seiner Geige, daß ein Gott sich erbarmt hätte, verschwamm und zerschmolz dabei wie ein Eisblock im Sonnenlichte, um den Augenblick darauf fast majestätisch wieder in die Höhe zu wachsen. Liszt zuliebe spielte der wilde Mensch ein Solo; nimmermüde raste er eine halbe Stunde lang auf seinem Instrumente, immer neue Lust und neuen Schmerz erzählend — mit dem letzten Tone sprang ihm die Saite. Dem Zecher alter Zeit vergleichbar, der nach dem letzten Trunk sein Glas zerschmiß, hatte der Zigeuner im letzten Bogenstrich die Saite abgerissen; es war, als ob die Melodie mit einem schrillen Seufzer entseelt zu den Füßen des Meisters niederfiele. So huldigte der Zigeuner-Primas dem Clavierkönig....

Dieses sehnsuchtsvolle Aufseufzen, verzückte Zum-Himmel-Jauchzen, markdurchdringende Gewimmer, dieses entsetzlich schöne Tongewirbel kann Einen geradezu toll machen. Dann der Champagner!... Der Duft schöner Frauen! — ich schaute nach Ludwig um, damit ich nüchtern bliebe. Freilich hätte ich gerne erfahren, wer die Lieblichen waren, die gleich mir an Zigeunermusik sich berauschten. Meine Tischgenossen wußten es nicht, aber ein guter Ungar kennt in solchem Falle keine Verlegenheit. Einer von meinen jungen Freunden wendete sich geradewegs an den Mann, der ihm im fraglichen Punkte die bestunterrichtete Quelle zu sein schien: an den Erzbischof. Und Monsignor Haynald — ich bitte, sagen Sie's nicht weiter, es ist ein Geheimniß — Monsignor Haynald kam mit gewinnender Artigkeit zu uns heran und erfüllte unseres Herzens Wünsche: Die große blonde, schon etwas ältliche Dame sei die russische Gräfin Muchanoff, die hübsche Brünnette mit dem lebhaften Teint und dem flammenden Auge eine italienische Principessa und Frau des preußischen Diplomaten v. Dönhoff, die bleichere Dame neben ihr mit dem matten, cameenartigen Gesichte die Frau des russischen Gesandten v. Meyendorff — „derselbe," bemerkte Monsignore, „dem der Papst einmal die Thür wies, weil er grob war" — die vierte endlich eine Prinzessin Bibesco. Die zarten Aufschlüsse wurden von dem Kirchenfürsten in so zuvorkommender Weise ertheilt, daß ihn mein junger Ungar bat, mit uns anzustoßen. Und Monsignore folgte der Aufforderung — „trotz der Meinungsverschiedenheiten," sagte er mit einem Seitenblick auf einen stadtbekannten Jesuitengegner — und auch ich habe mit ihm angestoßen, und nochmals bitte ich Sie, den Vorfall doch ja recht geheim zu halten. Die Sache könnte mich compromittiren... Als Se. Eminenz die Vorlesung beendet, kehrte sie in den Freundeskreis zurück, um sich auf dem alten Platze zwischen Frau v. Dönhoff und Frau v. Muchanoff, der Blonden und der Brünetten, niederzusetzen. Und die Geigen begannen wieder zu wirbeln und zu wimmern; lustig klangen die Gläser und frische, fröhliche Eljens jubelten durch den Saal; und mitten im Geräusche kamen mir bunte Gedanken, ich lächelte über die seltsame Gesellschaft, die mich umgab. Da saßen hart im Raume neben einander Comtessen, Prinzessinnen, ein Erzbischof, ein deutscher Professor, ungarische Grafen und Minister, Jesuitengegner und Zigeuner. Und im Gewirre tummelte sich, froh gelaunt und beinahe jugendfrisch, der große Künstler im Priesterrock, und wenn ab und zu sein Blick sich senkte und ein leichter Schatten ihm über die Stirn zog, so war's gewiß nur die Erinnerung, die in ihm aufdämmerte, die Erinnerung an die Zeit, als er vor 51 Jahren zum erstenmal vor Beethoven spielte — Moment feiert ja das Jubiläum — und der große Tondichter ihm sagte: „Du hast mich verstanden, nun gehe hin und mache mich Anderen verständlich!" Wie ein Meteor fiel der kleine Liszt in die Pariser Kunstwelt hinein, eroberte Lorbeern und Frauenherzen, und machte bald ganz Europa zum Trabanten seines Ruhmes Und als... doch ich plaudere und schwätze und vergesse ganz daß ich noch über die gestrige Aufführung des „Christus"-Oratoriums zu berichten habe. Für heute ist es zu spät. Es schlägt zwei Uhr, die Stunde des Festbanketts. Der Himmel bewahre uns vor einem Toaste Ludwig's!

Der Palast des Vice-Königs von Egypten.

(Aus der „Deutschen Zeitung.")

Wenn Maler oder Bildhauer uns in ihren Werken Scenen aus dem unendlichen Gebiete der Natur vorführen, Nachbildungen von stimmungsvollen Gegenden oder edlen Körperformen in Farben und kostbarem Material, so ist es dicht nur ihre Aufgabe das geheimnißvolle Weben und Leben der irdischen Kräfte in den Erscheinungen, ihre äußere Wirkung auf die Sinne und das Gemüth der Menschen zu kennen, sondern sie selbst auch in tiefster Seele mitzuempfinden, vor Allem das Eigenthümliche und Charakterisirende herauszufühlen und mit kunstfertiger Hand in einheitlicher Gestaltung und abgeschlossener Form in ihrer Art wiederzugeben.

Eine ganz ähnliche Aufgabe ward dem Architekten des vicekönigliche Palastes zu Thiel. Sowohl die reiche Hinterlassenschaft altarabischer Kunst an den Ufern des Nil, die aus zahlreichen Moscheen, Bädern, Bazars und Wohngebäuden besteht, als auch die den localen Bedingungen entspringende Bauweise der Gegenwart sollte in einem einzigen Bilde den abendländischen Völkern vorgeführt werden. Die Lösung entspricht in jeder Beziehung der schönen Aufgabe. Weit entfernt, die Copie irgend eines der bestehenden Monumente zu sein, enthält das reizende Gebäude die schönsten Theile derselben in so richtiger und harmonischer Weise componirt, daß wir die Charakterzüge des arabischen Baustyls klar und scharf bis in die zartesten Details verfolgen und wiederfinden können.

Es mag wenig Besucher des Ausstellungs-Parkes geben, welche nicht, von dem geheimnißvollen Zauber des Aeußern ergriffen, hinter die dicht vergitterten Fenster sich hineinsehnten, wenige, welche in den halbdunkeln, kühlen und luftigen Räumen nicht gewünscht hätten, auf den Teppichen und den breiten Polstern behaglicher Ruhe pflegen zu dürfen, sich zu versenken in den Anblick der farbenschimmernden Decken und Fenster; und doch, wie klein wird die Zahl Derjenigen sein, denen das Geheimniß sich enthüllte, das diesen wohnlichen Gemächern eine solche Anziehungskraft verleiht und das mit so bestrickender Gewalt den Eintretenden zu fesseln vermag! Wir wollen es versuchen, dieses Geheimniß unsern Lesern zu verrathen.

Es sind zwei mit einander in Verbindung stehende Principien, deren strenge Durchführung den arabischen Bauten ihr charakterisirendes Gepräge gibt: zunächst die entschieden und mit durchgreifender Consequenz ausgebildete Anwendung der raumumschließenden Wand und sodann eine außerordentliche Vorliebe für unvermittelte, plötzliche Gegensätze.

Wir finden die entschieden betonte Herrschaft der Wand in der nach außen abgeschlossenen, ruhigeren und schweigsamen Facade. Dem nahenden Besucher kommen nirgends einladende, weitgeöffnete Portale und Eingangs-Hallen entgegen. Kein Blick vermag von Außen das Leben im Innern zu entweihen; nicht mit durchsichtigen Glasfenstern, mit engen Gittern schützt sich der Bewohner sowohl vor den glühenden Winden, den sengenden Sonnenstrahlen, als vor unberufenen Augen. Die in der glatten Mauer angebrachten Oeffnungen haben keine Rahmen oder Verzierungen; eine schmale Bordüre von Holz und die kleinen Fenster gilt mehr dem Verschluß, der Füllung. Man sieht es den Oeffnungen an, wie ungern sie gemacht wurden, und sie sind als ob des Geschehenen schon viel zu viel wäre, mit Gyps oder Holz, fast in gleicher Fläche mit der Mauer oder weit vortretend, das Loch in der Wand gänzlich verdeckend, wieder verschlossen. Erst in diesem Verschluß finden sich zahlreiche kleine, in regelmäßiger Stellung angebrachte Löcher, welche dem Lichte und der Luft Eingang gestatten. An kleiner, unscheinbarer Thüre steht der Gruß an den Eintretenden, der übrigens auch nicht sonderlich einladend lautet. Der Abschluß der Wand nach oben ist, um die große Ruhe der Erscheinung vollkommen zu machen, gewöhnlich ohne jede Vorkragung ganz horizontal oder in kleinen zackigen, einer Teppichbordüre ähnlichen Fransen gebildet; in seltenern Fällen tritt, wie bei unserm Palast eine kleine Hohlkehle auf, in welcher ebenfalls der auf den Ursprung der Wand hinweisende Auslauf in farbigen Ornamenten angedeutet ist.

Wir brauchen blos eine kurze Vergleichung anzustellen mit unsern reichern Wohngebäuden mit einem Palast ähnlichen Ranges, um die Eigenthümlichkeit dieses egyptisch-arabischen Baues noch klarer hervortreten zu lassen.

Unsere Pracht-Gebäude sind gebildet im Style der Renaissance. Es gehört wenn man sich dieser Formensprache bedient, schon nicht mehr zum außergewöhnlichen Luxus, wenn die Façade durch Säulen und Pilaster sammt den entsprechenden Gesimsen gegliedert ist. Dadurch tritt die Bedeutung der Wand sofort zurück; sie hat, wenigstens scheinbar und für das Gefühl, nichts mehr zu thun, als den zwischen dem architektonischen Gerüste offen bleibenden Theil zu verschließen. Aber in diesen Intercolumnien befinden sich die großen Fensteröffnungen, welche selbst reich geschmückt durch profilirte Rahmen und Verdachungen, sogar von ganzen Tabernakeln mit Säulchen und Giebeln ausgezeichnet und hervorgehoben sind. Die Oeffnung selbst ist verschlossen durch möglichst wenig und große Glasscheiben, so daß die Wirkung des Loches zu ganz entschiedener Geltung kommt. Das Thor nimmt in unsern Façaden die hervorragendste Stelle ein; schon durch seine Größe zerstört es in der Regel die Ruhe des Unterbaues, und von Säulen und Balcons umgeben, bildet es den schmuckvollsten Theil des Aeußern. Die den Säulen-Ordnungen entnommene Bildung des Hauptgesimses beruht auf der Ansicht, daß ein reicher Abschluß nach oben der ganzen Erscheinung ein entsprechendes Ansehen gibt. Das Hauptglied, die Hängeplatte, ist von einem ganzen Gefolge von tragenden und getragenen Gliedern begleitet, zwischen denen die beinahe verschwindet. Wir begegnen mit Einem Worte in dieser Parallele in jeder Einzelheit dem vollkommensten Gegensatze zwischen unserer Bauweise und derjenigen der Araber.

An den schmälern Seitenfaçaden springen im haben Zehneck, je eine große Oeffnung in der Mauer umschließend, reich mit Stuck-Ornamenten und Farben decorirte Arcaden unter weitausladendem Schutzdache vor. Im Parterre werden die Spitzbogen von Pfeilern im Hauptgeschoß von ungemein zierlichen Säulen getragen. Diese offenen Hallen sind den Bädern entnommene Motive; ihr Charakter weist sie schon in die Oeffentlichkeit. In Gruppirung schließen sich dann, das eigentliche Wohngebäude in den Vordergrund schiebend, zur Linken der Bau mit der Prachttreppe für den Vice-König, zur Rechten aber die Moschee an; letztere und die beiden Minarets sind den bedeutendsten Moscheen Cairo's vornehmlich derjenigen von Hassan und von Khambalty nachgebildet. An beiden Flügeln kommen die Wand und ihre eigenthümliche Decoration wieder zur unbestrittenen Geltung. Auf diese letztere, auf die Gliederung und den Schmuck der Mauern haben wir unsere Aufmerksamkeit zu richten; sie haben bei der großen Vorliebe, mit welcher die Wand (eines der drei Grand-Elemente der Baukunst) behandelt wird, ausnahmsweise hohe Durchbildung erfahren, und wenn sie auch Cairo unter den fatimitischen Khalifen lange nicht zu jener unvergleichlichen Pracht sich entfaltete, wie später bei den maurischen Arabern, so sind doch einzelne Bautheile mit prunkvoller Ausstattung reich bedacht.

Die Gliederung der Mauern geschieht in senkrechter Richtung durch flache Vertiefungen, in welchen, wie bei der Moschee zugleich die rundbogigen Fenster sitzen. Oben springen durch Ueberkragung die zurückgetretenen Flächen wieder in die allgemeine Mauerflucht vor. Solche Vorkragungen schließen sich streng dem Princip der Wand-Decoration an und erscheinen äußerlich entweder in der Form der Hohlkehle oder verziert — ein Erzeugniß der spielenden Phantasie — mit zahlreichen Miniatur-Gewölbzwickeln — Stalactiten-Gewölbe genannt. Beide Arten sehen wir an den Mauern und den Minarets, welch' letztere durch mehrere Balcons in trefflicher Weise belebt sind, verwendet. Die beliebten schattenspendenden Vorsprünge finden sich auch in der Façade des Hauptbaues, wo das ganze obere Geschoß auf Consolen über das untere vorragt. Daß diese Consolen in Stein übersetzte Nachbildungen von Balkenköpfen repräsentiren, zeigt sich in der Form der Ornamente wie auch in ihrem Vorkommen.

Der eigentliche Schmuck der Wand beim arabischen Baustyl ist das Flach-Ornament. Mit sinnigen Sprüchen durchwoben, deren Buchstaben an sich schon Arabesken sind, umkränzt es die Thüren, Fenster und Bogen, zieht sich den Friesen und der Hohlkehle entlang, rankt sich an den Minarets hinauf und überspinnt die zugespitzte Halbkugel der Kuppel. Es sind die aus geometrischen Figuren und stylisirten Pflanzentheilen gebildeten, sich verschlingenden und wiederholenden Motive, die Zeugniß ablegen von der außerordentlich reichen Phantasie und dem feinen Schönheitssinn ihrer Erfinder. Das Abendland zollt ihnen seine ungetheilte Bewunderung. Die Zwischenräume zwischen den Linien und Blättern sind fast alle gleich groß und treten sehr wenig hinter das Ornament zurück, so daß das zarte Gebilde in keiner Weise die Ruhe des Ganzen stört.

Sie kommen auch als Füllungen der Fenster vor, in Gyps gebildet, die kleinen Zwischenräume mit weißem und farbigem Glase ausgefüllt. Wir werden im Innern die prachtvolle Wirkung solcher Fenster-Verschlüsse kennen lernen — im Aeußern haben sie nur die störende Erscheinung des Loches auf schöne Weise zu paralysiren. Und endlich tritt auch die Farbe auf, nicht blos in den Arabesken, sondern auch in den horizontalen, abwechselnd rothen und gelben Streifen, um der flachen Wand höhere Bedeutung zu verleihen.

So gelangt dieses Element der Baukunst auf Grund der localen Naturerscheinungen im Baustyle der Araber zu ungewöhnlich hoher Ausbildung. Indessen möchte dieses Moment für sich allein ihren Werken ein langweiliges und nüchternes Ansehen geben, wenn nicht die entschiedene Vorliebe für plötzliche Gegensätze mit jenem vereint zur Wirkung kommen würde.

Das ganze menschliche Dasein ist ja eine Reihe von unaufhörlich wechselnden Affecten; es beruht auf Schwingungen, auf Spannung und Nachlaß, die in mehr oder minder rascher Folge nach einander eintreten müssen. Es ist den Völkern der wärmeren Zonen eigen, daß sie solchen Contrasten mehr zugeneigt, daß sie in kürzern Intervallen schärfere Gegensätze zu überwinden fähig sind, wie auch in ihre Naturerscheinungen die entferntesten Extreme sich in rascherem, entschiedenerem Wechsel ablösen. Deutlicher und klarer könnte dieser Charakterzug der einstigen Wüstenbewohner nicht zum Ausdrucke kommen, als es in ihrem Baustyle geschieht. Wir weisen auf den Contrast zwischen dem in warmen Tönen gestreiften Erdgeschoß, der kühlen, farblosen Haupt-Etage und dem reich verzierten und bemalten Hohlkehle, auf die unvermittelte Erscheinung der vorspringenden Loggien hin; wer würde an der Seite der kahlen undurchdringlichen Vorderansicht eine solche lustige, in Farben und Reliefs prangende Säulenhalle vermuthen? Der größte Gegensatz liegt aber in dem Contour: in dem breit hingelagerten Wohngebäude, mit seinem unsichtbaren flachen Dache und dem überall gleich hohen Abschluß ist auch nicht eine Linie, welche auf die Erscheinung der beiden flankirenden, hoch und dünn aufstrebenden Minarets vorbereiten würde! In der Renaissance ginge ein solches Ereigniß niemals ohne präliminirende Motive ab. Auch die schöne Halle im Garten hebt sich scharf von den umgebenden Massen ab. Gerade die spärliche Verwendung der Säule, die Ausnahmsstelle, welche sie einnimmt, hebt ihre Erscheinung, wo sie berechtigt auftritt, um so schöner und entschiedener hervor und gibt wieder zur Bildung von Gegensätzen Gelegenheit.

Von Fontainebleau nach Elba.

(Napoleon's 1. Fahrt von Fontainebleau nach Elba, von Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert.)

Dem Coloß schwand der Boden unter den Füßen. Ohne ihn zu stürzen, hatten die gewaltigsten Stürme ihn umtobt; ohne ihn zu rühren, waren die furchtbarsten Mahnungen des Schicksals an ihm vorübergehallt. Noch glaubte er, das Glück, dem er so lange den Herrn gezeigt, aufs Neue sich verpflichten zu können; er stürzte sich in den Verzweiflungskampf gegen die verbündeten Heere Europas und es begann der Anfang des Endes.... Der Eigensinn, mit welchem Napoleon dem unabwendbaren Verhängniß trotzte, man weiß nicht, ob er zu bewundern oder zu belächeln ist.

An der Spitze von kaum 70,000 Mann — es war Alles, was er aus der Leipziger Katastrophe gerettet hatte — wollte er einer Armee von 300,000 kampfgewohnten Soldaten sich erwehren; er that Wunder mit schwachen Mitteln, und nicht ohne Grund entlehnt die napoleonische Legende ihre glorreichsten Momente jener Zeit unsagbarer Drangsal, jenen kriegsgeschichtlich so merkwürdigen Monaten Februar und März 1814. Aber durch militärische Kunst war eine Frage kaum noch zu lösen, die mittlerweile in eine vorwiegend politische sich verwandelt hatte. Als gefährlichster Feind stand dem Kaiser nicht das fremde Heer, sondern das eigene Volk gegenüber.

Frankreich hatte den Militär-Despotismus übersatt; unter den Sclavenvölkern Asiens gab es ja keines, das seinem Herrn so große Opfer an Geld und Blut gebracht hätte, wie Frankreich dem großen Corsen. Dem Lande waren nachgerade alle Lebensadern unterbunden, in Paris und in der Provinz hatte die Unzufriedenheit zum höchsten Grade sich gesteigert, und — das sicherste Zeichen des nahen Unterganges! — die Ratten verließen das Schiff. Nach der Tuileriensitzung vom 28. März rief Talleyrand sein Finis Imperii! „Es ist nicht Jedermanns Sache," sagte er zu Rovigo, „unter Ruinen sich begraben zu lassen.... Was mich betrifft, Je verrai!" Das französische Volk sehnte sich im Einklang mit den fremden Völkern und Fürsten nach dem Sturze der napoleonischen Dynastie.

Und die Zeiten erfüllten sich mit unheimlicher Schnelligkeit. Schon am 6. April las der Kaiser den im Schlosse von Fontainebleau versammelten Marschällen die Abdankungsurkunde, in welcher die sonore Phrase der Bulletinstyls in machtlosem Echo nachtönte: Der Kaiser verzichte für sich und seine Nachkommen auf die Throne von Frankreich und Italien, denn es gebe kein Opfer, selbst das seines Lebens nicht, das er nicht im Interesse Frankreichs zu bringen bereit sei. Gegen diese Urkunde tauchte die Caulaincourt am 11. April den tragikomischen Contract ein, welcher den abgewirthschafteten Corsen zum „Kaiser" von Elba mit zwei Millionen Francs jährlicher Pension degradirte.

Den andern Tag hielt Graf d'Artois seinen Einzug in Paris, während der trauernde Cäsar in Fontainebleau auf die welthistorische Abschiedsscene sich vorbereitete, die späterhin unter dem Titel: „Les Adieux de Fontainbleau" von Dichtern und Malern um die Weite verherrlicht wurde.

Es war am 20. April, daß Bonaparte die Reise in's Exil antrat. Seine 800 Mann starke Ehrenwache hatte sich, geführt von Cambronne und Mallet, zwei Tage vorher auf den Weg gemacht. General Drouot und Marschall Bertrand begleiteten den Kaiser, dem überdies die Commissäre der Verbündeten zur Seite blieben. Oesterreich hatte den Feldmarschall-Lieutenant Koller, England den Obersten Campbell, Preußen den Grafen Truchseß-Waldburg, Rußland den Generall Schuwaloff zur Begleitung des großen Verbannten abgeordnet. Der preußische Commissär veröffentlichte gleich im folgenden Jahre, während der Hundert Tage, eine Beschreibung seiner merkwürdigen Reise: Sir Campbell's diesbezügliches Tagebuch erschien erst 1869 im Drucke: aber die Aufzeichnungen und officiellen Berichte des russischen und österreichischen Commissärs ruhten bis jetzt noch unbenützt im Staube der Archive. So lange nicht alle Quellen ausgeschöpft sind, wird die Geschichte der Reise nach Elba, dieser so bedeutsamen Episode des napoleonischen Heldengedichts, im Halbdunkel liegen, jeder Versuch, die Nebel zu zerstreuen, verdient Anerkennung, und es war sicherlich ein glücklicher Einfall des Freiherrn v. Helfert, die amtlichen Reiseberichte Koller's an's Licht zu ziehen, um mit Benützung derselben alle kleinen und großen Momente jener seltsamen Kaiserfahrt zum historischen Bilde zu verarbeiten.

Uns will nun freilich bedünken, als gehorchte der Griffel, mit welchem Helfert den gefallenen Bonaparte porträtirt, mehr als einmal tendentiösen Regungen. Es ist ein Poltron gewöhnlichster Sorte, der, krampfhaft an's Leben geklammert, aus dem Bilde Helfert's uns entgegentritt, ein trauriger Napoleon, der an den gefürchteten Schlachtenlenker von Jena und Austerlitz nur mit dem Namen noch erinnert. Und diese Jammerfigur construirt sich Helfert „mit Benützung amtlicher Reiseberichte." Nun, man weiß, was das sagen will. Amtlich und wahrheitsgetreu sind keineswegs identische Begriffe, waren es am allerwenigsten in jener Metternich'schen Periode, wo die Lüge als sechste Großmacht galt. In ihren Berichten an den Premier hatten die Creaturen Metternich's nicht allein die politischen Thatsachen zu berücksichtigen, sie mußten auch durch Anekdoten und Klatschereien einer scandalsüchtigen Hofwelt Wasser auf die Mühle führen.

Den Minister interessirte es zu wissen, welchen Rock Napoleon trug, wie er sich räusperte und wie er spukte; die intimsten Einzelheiten des alltäglichen Lebens sollten rücksichtslos enthüllt werden, und es ist, als ob sich manchmal die Herren ordentlich Mühe gegeben hätten, ihre Depeschen nach dem Vorbilde der Chronique Scandaleuse zu redigiren. Am 17. April empfing Napoleon die Commissäre der Verbündeten.

Gewissenhaft meldete Koller an Metternich, daß der Kaiser bei dieser Gelegenheit eine alte grüne Uniform mit goldenen Epauletten, blaue Beinkleider und rothe Kappenstiefel getragen habe. „Er sah vernachlässigt aus, unrasirt, ungekämmt; Reste von Schnupftabak verunzierten seine Oberlippe und seine Brust." Im Berichte über die Messe, welche der Vorstellung unmittelbar voranging, wird nicht unerwähnt gelassen, daß der Kaiser während des Gottesdienstes sich oft die Stirne rieb, dann wieder einen Finger in den Mund steckte und mit Zeichen äußerster Unruhe daran kaute. In Wien hatte man seine Freude an derlei Detailkrämerei. Und wie mag erst ein vergnügtes Kichern durch die Corridore der Staatskanzlei gesäuselt haben, als Koller im Laufe der Reise ein veritables Scandälchen berichten konnte! „Bei der Ungenirtheit, womit sich der Kaiser den Commissären gegenüber gehen ließ, machten dieselben die Entdeckung einer verborgenen Krankheit, die er sich in der letzten Zeit des Feldzuges irgendwo geholt haben mußte und deren Behandlung ihm auf seiner Fahrt, wie es schien, viel zu schaffen machte." Der große Kaiser im Kampfe gegen die Tücke der Venus vulgivaga! — Dies saubere Genrebildchen wollte auch Helfert sich nicht entgehen lassen; ihm verdanken wir dessen Mittheilung.

Es ist anzunehmen, daß diese Sorgfalt im Hervorheben der unwesentlichsten Nebendinge den „amtlichen" Depeschen einen höchst pittoresken Anstrich gab, manchmal indeß den Schreiber derselben verleitete, die Farben stärker aufzutragen, als gerade nothwendig, oder gar die Wahrheit zu verdrehen, um größeren Effect zu machen. Wer nach amtlichen Berichten Geschichte schreibt, ist deßhalb noch lange nicht ein verläßlicher Geschichtsschreiber, und wenn wir auch dem Maulwurfsfleiße, mit welchem Helfert den Staub der Archive durchwühlt, unser Lob nicht weigern, so ist damit nicht gesagt, daß der Forscher immer und jederzeit nur Wahrheit zu Tage fördere. Allerdings trägt er zur Erkenntniß derselben sein redlich Theil bei, und darum heißen wir auch seine neueste Arbeit willkommen, obschon uns die hämisch stille Freude, mit der das traditionelle Heldenbild verkleckst, nichts weniger als sympathisch berührt. Die Rede, welche dem Fortschrittsmanne ziemt, klingt wie ein Mißton im Munde des czechisch-feudalen Historiographen...... Wir besprechen nun in Kürze den Inhalt des Büchleins.

Die „Adieux de Fontainebleau" hatten stattgefunden, nicht in früher, kalter Morgenstunde, wie die Legende erzählt, sondern am hellen Mittag, im Uebrigen aber in der theatralisch wirkungsvollen Weise, welche dem Corsen so geläufig war. „Ich kann euch nicht Alle umarmen," rief er mit bewegter Stimme, „aber ich umarme und küsse euren General und die Adler, die auch führten in der Gefahr und in den Tagen des Ruhmes." Und die alten Garden weinten, und die Officiere umringten den österreichischen Commissär, für welchen Napoleon besonders eingenommen war, und beschworen ihn, daß er ihren geliebten Kaiser wohlbehalten in's Exil geleite. Die Karawane setzte sich in Bewegung mühsam durch die umdrängenden Garden sich hindurchzwingend; und während die kaiserlichen Wagen dem Süden zufuhren, sah man die napoleonischen Generale Fontainebleau in entgegengesetzter Richtung verlassen. Sie eilten nach Paris, um den Bourbonen zu huldigen... Es ist bekannt, daß Napoleons Verbannungsfahrt in dreierlei Phasen sich theilte: Von Fontainebleau bis in's Bourbonnais hinein war die Haltung der Bevölkerung eine ausgesprochen sympathische; die Rufe: „Vive l'Empereur!"—.... „a bas l'etranger!" begleiteten den Kaiser von Ort zu Ort. Zwischen Moulins und Lyon trat kühle, stumme Neugierde an die Stelle der lärmenden Freundschaftsäußerung. In Lyon bekämpften sich die Rufe: "Vive l'Empereur!" und „Vive le Roi!" in bedenklichster Weise; über Lyon draußen hatte die royalistische Parole den Sieg davongetragen, und es begann nun ein beispielloses Concert von Schimpfworten und Lästerreden, in welchem eine Stimme die andere überschrie A bas Napoleon! a bas le tyran, le coquin, le mauvais gueux, le voleur, l'assassin! ertönte es den weiten Weg entlang. In Avignon, erzählte Thiers, wollte das Volk den Kaiser in die Rhone werfen; aus dem kleinen Städtchen Organ kamen die Einwohner, mit einem Galgen bewaffnet, dem „Bluthunde von Corsica" entgegengezogen.

Es war eine qual- und gefahrvolle Reise; das wird auch durch die Berichte Koller's vollgiltig bestätigt. Nach unserem Gewährsmanne waren auch die sympathischen Kundgebungen im Anfange der Fahrt weder allgemein noch freiwillig; die Soldaten, welche dem Kaiser als Ehrenwache vorangingen, sollen die Leute dazu anzetrieben haben. Auch ließ es Koller an Versuchen nicht fehlen, die Bedeutung solcher Demonstrationen dem Kaiser gegenüber zu bestreiten, diesen auf die wetterwendische Stimmung seiner Nation aufmerksam zu machen. „Sie haben Recht, soll ihm Napoleon geantwortet haben, „die Franzosen sind ein leichtsinniges, charakterloses und launiges Volk."

Aeußerungen der Verachtung, gegen das eigene Volk wie gegen die ganze Menschheit geschleudert, waren dem großen Kaiser Zeit seines Lebens mundgerecht gewesen; auf jener Reise bildeten sie den stehenden Refrain seiner Gespräche und Plaudereien. Ein bitterer Galgenhumor klang manchmal schrillen Tones durch die letzteren. Eines Tages erinnerte er die fremden Commissäre an den seltsamen Stufengang seiner fünfundzwanzigjährigen Laufbahn. „Am Ende der Rechnung habe ich dabei nichts verloren," setzte er launig hinzu; „ich begann die Parthie mit einem Thaler in der Tasche und ziehe mich reich genug aus dem Spiele."

Das Wohl der Menschheit und das eigene Heil war ihm ein Würfelspiel gewesen...... In der Nähe von Valence begegnete der Kaiser dem Marschall Augereau, dessen Unfähigkeit oder absichtliche Lässigkeit den Verlust der Stellungen bei Lyon und Macon verschuldet hatte. Napoleon machte ihm brüderliche Vorwürfe, umarmte ihn aber zum Abschied in herzlichster Weise. Tags zuvor hatte der Marschall zu Gunsten der Bourbonen eine Proclamation erlassen, welche die heftigsten Ausfälle enthielt gegen den „Elenden", der Millionen von Menschen hinschlachtete und persönlich nicht als Soldat zu sterben wußte." Koller trug Fürsorge, daß Bonaparte nach Augereau's Entfernung die Proclamation zu lesen bekam. „Ich weiß es," sagte der Kaiser, entrüstet über die schnöde That seines Kriegsgenossen, „die Menschen sind schlecht; aber ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich sie danach behandelt habe." Gibt es, wir fragen es, ein passenderes Motto für die Geschichte des ersten Kaiserreichs, für die Geschichte der Völker und Fürsten im Allgemeinen?

Ein Despot ist immer auch ein Menschenverächter, ob er gespornt und gestiefelt über die Bühne des Lebens poltere oder im patriarchalischen Schafpelze umherschleiche. Hätte man den französischen Bauern beizeiten gelehrt, wie herzlich schlecht sein großer Kaiser von ihm dachte, so wäre der Restauration des Bonapartismus von vorneherein der Boden weggezogen worden. Statt dessen sang Freund und Feind den Ruhm des großen Corsen, und die mythenbildende Phantasie des Volkes adelte ihn zum Halbgott, da die Wunden, die er ihm geschlagen, noch nicht vernarbt waren. Die Menschen sind eben nicht nur schlecht, sondern auch verzweifelt dumm, und Bonaparte wußte beide Eigenschaften zu benützen. Er that rücksichtsloser und großartiger nur, was Andere neben und vor ihm gethan; daß er allein zum Falle kommen sollte, beweist das sinnlose Walten des Nemesis. Nach Valence begann die eigentliche Leidensfahrt.

Wir haben schon gesagt, wie der Ingrimm des durch Conscription und Steuerlast zur Verzweiflung gereizten Volkes auf Schritt und Tritt zum Ausbruch kam; es bedurfte des energischen Einschreitens der Commissäre, um den Kaiser vor blutiger Lynchjustiz zu schützen. Ueber die Haltung Napoleon's dem wuthschnaubenden Volke gegenüber sagt Thiers. „Während dieser schmerzlichen Scenen blieb der Kaiser unbeweglich und schweigsam; auf seinem Gesichte malte sich die Verachtung, und einmal nur brach er in Thränen aus. Rasch faßte er sich indeß und rang wieder nach dem Ausdruck überlegener Gleichgiltigkeit; im Stillen freilich mußte er sich gestehen, daß diese Kundgebung trotz ihrer Gemeinheit das Urtheil des langsam, aber unabwendbar nahenden Weltgerichtes bedeuten." Wie anders gibt sich Cäsar in Koller's nach der Natur gezeichneten Berichten! Helfert hat aus denselben zwei Capitel zusammengestellt mit den Ueberschriften: „Bonaparte mit der weißen Cocarde der Bourbons" und „Der französische Kaiser in der österreichischen Uniform" — zwei Capitel, die von der napoleonischen Legende mit gesinnungstüchtigen Stillschweigen übergangen werden. Cäsar erscheint uns da als ein zitterndes Menschenkind, das im Interesse seiner Gesundheit zu jeder Demüthigung sich bequemt. Wenn man in Wien einen Selbstmordversuch des Kaisers befürchtete, wenn gar die Legende einen solchen als Thatsache verzeichnet, so scheint Koller ungleich besser gerathen zu haben, als er an Metternich schrieb: „Die Besorgniß für seine Selbsterhaltung ist jetzt gewiß das einzige und herrschende Motiv alle Handlungen des Kaisers." Erschreckt durch die bedrohlichen Kundgebungen des Volkes entschloß sich Cäsar zur Vermummung. Er zog einen schlichten blauen Ueberrock an, setzte einen runden Hut auf, schmückte diesen — seine Hand empörte sich nicht — mit einer auffallend großen weißen Cocarde und bestieg ein Postpferd, auf dem er, nur von seinem Kammerdiener begleitet, als Courier dem Kaiserzuge voraneilte. In LaClade, einer armseligen Herberge, wurde Halt gemacht, um den Zug zu erwarten. Die Wirthin schimpfte leidenschaftlich gegen den gestürzten Kaiser, und Napoleon, der sich für den britischen Obersten Campbell ausgab, secundirte der ländlichen Megäre mit beinahe komischer Resignation. „Dem Verwünschten," meinte die Gute, „muß auf dem Wege der Garaus gemacht werden..." und wenn's auf dem Festlande nicht geschieht, so wird man doch hoffentlich Mittel finden, ihn in der See zu ersäufen." — „Hoffentlich!" bekräftigte der falsche Campbell, im Angstschweiß gebadet. Und seinem Kammerdiener gestand er: „Man biete mir die Krone von Europa, ich will sie nicht. Du hast gesehen, was das Volk ist.... Hatte ich nicht Recht, die Menschen zu verachten?...... Welch ein Undank!" Das ist die Logik aller Abenteurer: für Verachtung fordern sie Dankbarkeit.

Die Aufregung des Volkes wuchs von Stunde zu Stunde; die weiße Cocarde schien dem Kaiser keinen hinreichenden Schutz mehr zu bieten. Vor Aix zog er Koller's österreichische Generals-Uniform mit dem Bande des Theresienkreuzes an, entlehnte dem General Schuwaloff seinen Mantel und dem Grafen Truchseß seine Feldkappe — alle Commissäre mußten zu der Maskerade ihren Beitrag liefern. Der Adjutant Schuwaloff's steckte sich in das bekannte Kostüm Napoleon's, „um nöthigenfalls für den Kaiser angesehen, insultirt und — erschlagen zu werden." Thiers nennt die Verkleidung, die er als eine von den Commissären dem Kaiser „aufgedrungene" Sicherheitsmaßregel darstellt, "la plus douloureuse humiliation qu'il ait encore subie". Jedenfalls dankte man ihr, daß die Reise von Aix bis an die Meeresküste ohne weitere Störung von statten ging. Am 27. April erreichte man Frejus; am 28. Abends schiffte sich Napoleon auf einer englischen Fregatte nach Elba. Die Wirthin von LaClade hatte ihn gegen französische Schiffe mißtrauisch gemacht. „Am 4ten Mai," schreibt Thiers, „landete Napoleon in Elba unter dem Freudenruf einer Bevölkerung, die stolz war, einen Monarchen, der vom höchsten aller Throne herabgestürzt war, als ihren Souverän begrüßen zu dürfen." Koller hingegen berichtet, daß die Empfangs-Feierlichkeiten armselig genug waren, um ebensogut einer Dorfhochzeit gelten zu können: drei Violinen und zwei Baßgeigen stellten eine Musikbande vor, und ein wurmstichiger Stuhl diente dem Inselbeherrscher als Thron. Was den Freudenjubel betrifft, so finden wir dessen absonderliches Echo in einer Adresse der Elbenser an die alliirten Fürsten Europas. Man möge, flehten die Wackern, ihre Insel nicht in eine Verbrecher-Colonie umwandeln; das corsische Ungethüm gehöre in die Tartarei oder nach Afrika, unter Tiger und Leoparden, die seinesgleichen seien u. s. w. In diesem Style „jubelten" die die Bewohner von Elba; zu ihrem Glücke hatte derjenige, den Thiers le monarque applaudi de l'ile d'Elbe zu nennen beliebt, sein letztes Verbrechen noch nicht begangen. Bevor ein Jahr verging war Elba seiner ledig....

Wir wiederholen es, die Berichte Koller's mögen zu größerer Freude Metternich's und seiner Gesellen Manches greller gefärbt haben, als die Wahrheit erforderte — um so geeigneter sind sie, das berühmte Kaiserbild seiner legendenhaften Verklärung zu berauben. Wieder einmal finden wir da einen grob realistischen Napoleon, zugänglich der blassen Furcht, von kleinlich irdischer Misere gepeinigt. Dieser Napoleon trägt die römische Toga nicht, mit der sein Neffe ihn conterfeien ließ; er behängt sich mit Bourbonen-Cocarden und travestirt sich mit österreichischen Uniformen; er zeigt sich, wie er ist, oder um des Kaisers eigene Sprache zu sprechen: Il se montre cul-nu.... Wir lasen Helferts Büchlein mit großem Interesse.

In dieser Zeit gewissenlosen Prätententhums wenn so viel die Rede ist von Fürsten, die auf den „Thron ihrer Väter" zurückkehren wollen, ist es gut, von der Geschichte sich erzählen zu lassen, wie Fürsten manchmal in tragikomischer Positur die Stufen dieses Thrones hinunterfallen.

Eine Reise in Irland.

Es ist von jeher ein großer Nachtheil gewesen, daß Irland so wenig Anziehendes für den gewöhnlichen Reisenden bietet. Obgleich diese Insel fortwährend den Gegenstand öffentlicher Debatten abgiebt, glaube ich, daß sie zu den mindest bekannten Theilen Europas gehört, selbst was England und Engländer anbetrifft.

Herr Gladstone, dessen gesetzgeberische Arbeiten so vielfach Irland zum Gegenstand hatten, und der, wenn er die Hauptstadt verlassen kann, an der Küste von Wales lebt, hat niemals, soviel ich weiß, die Nachbarinsel besucht und ich bin sicher, daß von den Unterhaus-Mitgliedern nicht Einer von Zehn die Namen und die Lage irländischer Grafschaften kennt. — Es läßt sich nicht läugnen, daß der Anblick des Landes in vieler Hinsicht höchst traurig ist; — Ordnung und Reinlichkeit, die einen so charakteristischen Zug englischen und schottischen Lebens bilden, fehlen dort ganz. Der Ackerbau ist in jämmerlichem Zustande, hauptsächlich in Folge der außerordentlichen Schwierigkeit, die übermäßige Feuchtigkeit des Bodens fortzuschaffen. Ueberall finden sich stehende Gewässer, Teiche, Sümpfe, Moore und feuchte, mit Schilf und Riedgras überwucherte Felder. Ich sah ein Gut, das zweimal mit großen Kosten drainirt war, das erste Mal 2 und das zweite Mal 3½ Fuß tief. Trotzdem wucherten die Sumpfgräser wie vorher und die Grasnarbe war feucht wie ein Schwamm. Um einen solchen Boden trocken zu legen, würden die Drains wenigstens 4½ Fuß tief liegen müssen; da aber ein großer Theil von Irland wenig über dem Meeresspiegel liegt, so ist es in vielen Fällen schwierig oder unmöglich, genügenden Fall für eine wirksame Drainirung zu erhalten Es würden, um das Land wirksam trocken zu legen, große Capitalien und anstrengende Arbeiten erforderlich sein; man müßte große Aufnahme-Kanäle durchs ganze Land ziehen, eine Anlage, welche die Kräfte des Privateigenthümer oder Pächter übersteigt. In denjenigen Theilen Irlands, welche ich besuchte, ist der Weizenbau unmöglich, nur grobes Heu und Hafer kann producirt werden. Natürlich ist demgemäß das Viehfutter und demnach auch der Dünger von geringer Qualität. In Folge des Mangels an gutem Ackerland fehlt auch das höhere Wild und damit der Antrieb für bemittelte, der Jagdlust ergebene Leute, das Land zu besuchen. Das Rebhuhn kommt kaum vor, Fasanen sind nur mit Schwierigkeit zu züchten; wer in den Sümpfen Schnepfen und wilde Enten schießen will, muß sich an ein förmliches Amphibien-Leben gewöhnen. Der Mangel an jagdbarem Wild giebt dem Landleben einen von der ländlichen Existenz diesseits des Canals total verschiedenen Anstrich — ein Umstand, der entschieden zu der überall wahrnehmbaren und höchst bedauerlichen Scheidung zwischen der grundbesitzenden Aristokratie und dem Volke beiträgt. Da ihnen das Landleben keine Annehmlichkeiten bietet, besuchen die meisten Grundbesitzer ihre Besitzungen nur selten und halten sich dauernd in der Stadt auf. Diejenigen aber, welche auf dem Lande leben, kommen fast nie mit dem eigentlichen Volk in Berührung; die Parks sind von hohen Steinmauern umgeben, denn Hecken würden durchbrochen werden. Innerhalb dieser Steinmauern bringt der irische Landedelmann den größten Theil seines Lebens zu. Tage und Wochen vergehen, ohne daß er ein anderes Gesicht als das seiner Angehörigen und Dienerschaft zu sehen bekommt, — mir war es, als wenn ich auf St. Helena eingesperrt wäre. Die schönste landwirthschaftliche Lage verliert allen Reize, wenn man sich förmlich eingemauert fühlt. Nachts hörten wir zuweilen andauerndes Trommeln außerhalb der Parkmauer; man sagte mir, daß dieses das Signal der Protestanten sei, welche die Trommel rühren, um ihre katholischen Nachbarn zu ärgern. Die Katholiken ihrerseits antworten wieder mit Hornblasen, denn in Irland gilt die Trommel für protestantisch und orangistisch, das Horn für katholisch und „grün". Selbst die zufällige Farbe von Kleidungsstücken wird sofort als politisches Symbol betrachtet, ich kam sofort in den Ruf eines eifrigen Protestanten, weil ich zufällig irgend etwas orangenfarbenes an mir hatte.

Da es mir darauf ankam, etwas von der wirklichen Landbevölkerung zu sehen, so beschloß ich am Sonntage (nachdem ich sorgfältig mein Orange-Tuch beseitigt hatte) einen katholischen Gentleman zur Messe in die katholische Dorfcapelle zu begleiten. Das Gebäude war recht ansehnlich, aber nicht sehr rein und erinnerte mich lebhaft an Spanien. Die Männer standen alle zur Rechten, die Weiber knieten oder hockten auf dem steinernen Fußboden zur Linken, ihre Tücher über den Kopf gezogen; Sitze fehlten in dem Gebäude vollständig. Während der gottesdienstlichen Handlung kniete Alles in andächtiger Stellung auf den Steinen. Vor dem Ende der Messe trat der Priester in seinem Gewande an die Einfassung des Altars mit einem kleinen Buche und Bleistift in der Hand und redete seine Zuhörer folgendermaßen an: „Nun, Tim Murphy; wo sind die 10 Schillinge, die Du mir vorige Woche versprochen hast? ah, hast Du sie endlich mitgebracht? zwei, vier, sechs, acht, zehn; ich sehe, es ist richtig, und Du, Pat Brady, von Dir sollte ich ebensoviel haben!" Pat, mitten in der Gemeinde stehend, ruft: „Ehrwürden, ich habe diese Woche keinen baaren Heller verdient!" „Dann könntest Du Dir doch das Geld von Deinen Freunden oder Verwandten geborgt haben; weißt Du nicht, daß es Sünde ist, Deinem Priester schuldig zu bleiben?" — Auf diese Weise wurde eine ganze Reihe eincassirt, indem der Priester die einzelnen Bauern und Arbeiter bei Namen aufrief. „Und jetzt," hieß es am Schluß, „will ich Euch auch sagen, wozu ich das Geld brauche. Diese paar Pfund sind für mich und der Rest soll für Eure Erziehung dienen. Was würdet Ihr wohl anfangen ohne einen ordentlichen Lehrer, und wie würde es Euch gehen, wenn Ihr nicht eine ordentliche katholische Erziehung gehabt hättet?" In dieser Weise ging es etwa eine Viertelstunde fort, wobei der Priester es gänzlich unerwähnt ließ, daß eine vortreffliche, vom Staate unterhaltene Schule in seinem Dorfe besteht, die Kindern jeder Religion offensteht. Nachdem der Priester in dieser familiairen Weise, bald scherzend, bald schmeichelnd, etwa vier bis fünf Pfund herausgeschlagen hatte, hielt er seiner Gemeinde eine Lobrede und trat dann wieder an den Altar zurück, um die heilige Ceremonie zu beenden. — Diese Scene gab mir eine schlagende Erklärung für irländische Zustände. Die Unterwürfigkeit der Gemeinde war so complet, die Herrschaft des Priesters so absolut, daß es mir keinen Augenblick zweifelhaft blieb, daß die Leute Alles gethan haben würden, was ihr Priester ihnen auftrug, und daß in solchen Verhältnissen die Herrschaft des Priesters über das Volk unangreifbar ist.

Wirklich schwere Armuth sah ich in Irland nicht, denn geflickte oder zerrissene Kleidungsstücke sind dort kein Zeichen von Armuth, wie sie es z. B. in England sein würden. Die Bevölkerung der Westküste Schottlands lebt in härteren Verhältnissen als irgend eine Volksklasse, die ich in Irland sah. Zu keiner Zeit in der Geschichte Irlands waren das Land und seine Bevölkerung in so günstiger Lage wie gegenwärtig. Die Preise aller landwirthschaftlichen Producte, Fleisch, Speck, Wolle, Geflügel, Eier &c. sind sehr hoch und enorme Quantitäten werden davon nach englischen Märkten exportirt. Neue Dampfschiffslinien sind von verschiedenen Punkten der irländischen Küste nach Glasgow, Swansea, Liverpool und Holyhead errichtet worden. Die Reise kostet nur 5 s. und die Schiffe haben enorme Frachtmengen zu transportiren. Alle diese nach England ausgeführten Producte werden fast ausnahmslos mit baarem Gelde bezahlt, und es giebt kaum einen irländischen Bauern, der nicht einen ansehnlichen Betrag in der Sparkasse hätte. Je wohlhabender nun die Irländer werden, desto entschiedener nimmt ihre Abneigung und Feindschaft gegen England und alles Englische zu.

Ich glaube, daß die Oesterreicher in Mailand nicht verhaßter waren, als die Engländer in Munster und Connought, obgleich es schwer hält, gegenwärtig irgend eine berechtigte Klage Irlands ausfindig zu machen, welche nicht das Parlament zur Abhülfe bereit fände. Man hält es für wahrscheinlich, daß bei der nächsten Wahl mindestens sechszig Parlamentsmitglieder in Irland gewählt werden, welche sich verpflichtet haben, für „Home rule" zu wirken d. h. für die Errichtung eines besonderen irländischen Parlaments, dem alle irländischen Angelegenheiten zu überweisen wären, obgleich die Irländer zu gleicher Zeit dieselbe Vertretung im Reichsparlamente beanspruchen, die sie jetzt haben. Glücklicherweise hat die Bewegung bis jetzt keinen Führer von Talent und Charakter finden können und keinen Mann von Einfluß und Reputation auf ihre Seite gezogen. Dagegen hat sich an der Bewegung die Geistlichkeit betheiligt und das Herz des Volkes hängt dieser an. Personen, die den irischen Verhältnissen seit langer Zeit nahe stehen, sind freilich der Ansicht, daß diese Agitation ebenso im Sande verlaufen werde, wie seiner Zeit O'Connel's Ruf nach repeal, und daß das Interesse der Bevölkerung über ihre Leidenschaften siegen wird. In Gegensatz dazu versicherten mich andere Irländer, und darunter Katholiken, daß eine allgemeine Empörung der katholischen Bevölkerung und eine Ermordung der Protestanten wie im Jahre 1641 jetzt noch im südlichen Irland keineswegs unmöglich sei, und daß es früher oder später zu Gewaltthätigkeiten kommen müsse, die schwere Repressalien gegen die katholische Partei hervorrufen würden. Ich glaube keinen Augenblick daran, daß es irgend einem Theil des irischen Volkes möglich werden könnte, der Macht Großbritaniens zu widerstehen, namentlich da der energische Theil der Irländer selbst der protestantischen Religion angehört und sowohl entschlossen wie im Stande ist, die Verbindung mit England nöthigenfalls bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Ebensowenig glaube ich, daß eine irisch-katholische Insurrection auf irgend welche thatkräftige Hülfe von Amerika oder Frankreich rechnen könnte. — aufgefallen ist mir aber doch, mit welch' leidenschaftlichem Eifer die irischen Katholiken an der erwarteten Restauration Heinrich's V. theilnahmen. Zu allen Zeiten ist in diesem Lande die Möglichkeit vorhanden gewesen, daß es eines Tages irgendwo zu einem Ausbruch komme. Gerade darum ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß die englische Regierung in ihrem Verhältniß zu Irland sowohl die unwiderstehliche Gewalt wie die Gerechtigkeit auf ihrer Seite hat. Bloße Nachgebigkeit gegen das Geschrei der irischen Geistlichkeit und Demagogie wird nimmermehr dazu führen, das Verhältniß der beiden Länder zu einander oder die allgemeine Lage Irlands zu bessern."

Ein Millionen Erbschafts-Schwindel.

Der Lehrer Behm in Altona sollte vor einiger Zeit eine Millionen-Erbschaft gemacht haben. Das ganze ist, ein furchtbarer Schwindel. Die „Alt. Nachr." berichten über die cause celebre folgende Details: Sehr verschmitzte Gauner mit dem angeblichen Namen Dr. Herzog und Worms haben durch mehrfache Inserate in der „Kölnischen Ztg." den Erben eines in England verstorbenen Herrn Behm nachgeforscht und ist auf diese Weise auch dem Altonaer Hrn. Behm die Mittheilung zufällig durch Verwandte zu Ohren gekommen. Nach Prüfung der betreffenden (aber gefälschten) Documente hat sich Herr B. nach England begeben, ist dort von dem genannten Dr. Herzog in Empfang genommen und nicht wieder aus den Klauen gelassen, indem er fast stets und besonders zum Gericht ihn begleitet resp. Morgens aus dem Hotel dahin abgeholt hat. Hier angekommen, trifft Herr B. einen seiner Miterben. Nachdem nun die erforderlichen Formalitäten über die Theilung vollzogen sind, wird bereits ein Termin zur endlichen Auskehrung der Erbschaft zu Ende Juli festgesetzt. Als sich Herr B. zu diesem Termin einstellt und von Dr. H. zum Gericht geleitet wird, hört er die von Letzterem schon erwähnte Thatsache bestätigt, daß der eine Miterbe mit Tode abgegangen und er somit noch um die Hälfte reicher geworden ist. In Folge dessen ist nun angeblich der Termin der Auszahlung verschoben. Nach geraumer Zeit ist dann endlich der Schlußtermin der Auszahlung für die Erbschaft herangekommen. Herr Behm ist wieder nach England gereist und zahlt an den Testamentsvollstrecker Dr. H. sowie an das vermeintliche Gericht die Kosten und die erbetenen Provisionen, empfängt seitens des Gerichtes die Zusicherung, daß sich die fragliche Summe in der Englischen Bank befinde, und trifft das Abkommen, daß durch Vermittelung der Preußischen Hauptbank gegen Aushändigung der Quittungen für sich und seine Schwester bei dem englischen Botschafter in Berlin die Erbschaft ausgekehrt würde. Herr B. nebst Schwester, unter Assistenz des Banquiers Pfingsthorn und Advokaten Gries aus Hamburg, beeilen sich, an dem festgesetzten Tage in Berlin zu erscheinen, erfahren aber zu ihrem Erstaunen, daß daselbst keinerlei Mittheilungen über die Erbschaft eingetroffen sind. Auf nähere Erkundigungen pa. Telegraph in London wird ihnen die Nachricht, daß erst am 11. d. M. die Erledigung stattfinden kann, da das Gericht unvorhergesehene Ansprüche erhoben. (In Wahrheit aber um Zeit zu gewinnen, sich besser unsichtbar zu machen.) Hierdurch ängstlich gemacht, reist Herr B. nebst Schwester und in Begleitung des Herrn Pfingsthorn nach England, und erfahren dieselben, sich nach dem betreffenden Gericht erkundigend, daß Herr B. auf die traurigste Weise getäuscht worden ist, da sie diesmal an das wirkliche Gericht kommen und dadurch erfahren, daß das frühere Gericht ein absichtlich falsch organisirtes gewesen, wodurch der Betrug sofort entdeckt worden ist. Herr B. wendet sich an die Polizei und trifft darauf zufällig den Dr. H. auf offener Straße setzt demselben den Revolver auf die Brust und erhält eine Summe von 475 Doll. von den gezahlten Provisionen zurück. Die Gauner haben es somit bei ihnen leider Täuschung, die sie verübt und die Provisionen abso wohl gelungen. Herr B., das Opfer dieser gesehen Gaunerei, der sich bereits ein großes Gut am schleswigholsteinischen Canal gekauft hatte, ist sehr zu bedauern, nicht minder aber diejenigen, welche durch Hypothekenposten von ihm beglückt werden sollten, denn leider haben Viele im Vertrauen auf den vorzüglichen Beistand eines Herrn L., welcher sein Mandatar war, ihre Hausposten gekündigt und sind theilweise bitter getäuscht.